

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark /
Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertions-
preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911

BERLIN/SONNABEND DEN 15. APRIL 1911/HANNOVER

NUMMER 59

Inhalt: DR. MED. ALFRED DÖBLIN: Mehr Kinder / Entgegnung auf die Antwort von Eduard Bernstein / SAR PELADAN: Gedanken / KURT HILLER: Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Ueberwindung durch die Restitution des Willens / PAUL SCHEERBART: Der Kaiser von Utopia / PER HALLSTRÖM: Adonia TRUST: Gelesenes und Erlebtes / H. W.: Offener Brief / QUINTUS FIXLEIN: Warum? / JOHN JACK VRIESLANDER: La belle poule / Zeichnung



La belle poule / Zeichnung von John Jack Vrieslander.

Mehr Kinder

Entgegnung auf die Antwort von Eduard Bernstein

Von Dr. med. Alfred Döblin

Lieber Walden! Sie müssen mich meinen Ärger über diesen Bernstein expektorieren lassen. Was dieser Mann in Ihrer letzten Nummer produzierte, ist einerseits so instinktiv und andererseits mit solcher professoralen Arroganz vorgetragen, dass ich ihm seinen Klaps auf die Finger mit einem herzlichen Hieb unter das Kinn und vergnüglichen Stoss gegen den Magen beantworten muss. Muss, muss; Sie werden mich nicht in Hemmung und Verschleimung verrecken lassen

Eduard Bernstein lispelt, er könne in § 6 und § 8 „nichts entdecken, was als Ermächtigung zum Erlass eines Verbots jeder Konzeptionsverhütung ausgelegt werden kann“. Ne, ne, wie sollte man auch sowas entdecken! Die Paragraphen sind ja ausdrücklich zum Schutz der Gummihändler verfasst. Die Paragraphen wollen ja ausdrücklich in ihren Motiven dem grässlichen Ueberfluss an Geburten steuern und tun das so gut, dass jede andere Auffassung nur eine unberechtigte Verdächtigung eines in seiner Grundidee durchaus zu billigenden Gesetzentwurfes bedeutet. Herr Bernstein, Sie müssten sich einmal in das Haus Kröcher wählen lassen. Wenn der Mann Ihnen auf den Fuss tritt, werden Sie ihn um Verzeihung bitten, wenn er Sie eine traurige Jungfer nennt und hinaussetzt, werden Sie seine Sanftmut bewundern, und wenn ich Ihnen jetzt empfehle, sich Ihr Schulgeld wiedergeben zu lassen, werden Sie sicher staunen, wie sehr ich mich beherrsche.

Diese männliche Gouvernante, lieber Walden, will uns belehren, dass das Recht der Konzeptionsverhinderung nicht bestritten wird, nur um „die Frage der Freigabe des Verkaufs“ handle es sich. Mache er uns das vor! Wie sieht das aus: — man kann die Konzeption verhindern aus dem „Recht der Persönlichkeit“, aber man kriegt die Mittel aus dem Recht der § 6 und § 8 nicht zu kaufen? Geben Sie einem Frosch die Erlaubnis, Luft ungehindert zu schnappen, und setzen Sie ihn ins Vakuum! Geben Sie, Sie Volksvertreter, Sie Vertreter der ärmsten Bevölkerung, ihren Wählern freiestes Recht auf Luft und Brot, und verteuern Sie das Brot bis in die Puppen, dass die Bäcker nur so aufgehen wie ein Kuchenteig: lassen Sie sich mal dann von Ihren bedauernswerten Wählern das tobbende Kapitel lesen von der überfeinen Logik des Tüftlers und dem Hunger im Magen, der alle Logik übertönt!

Was dieser Herr blind ist, wie er offenbar jeder eigenen Erfahrung über die Dinge in den niederen, von ihm selbstvertretenen Kreisen entbehrt! Wie er die Banalität vorbringen kann, dass „wenige Kinder gebären noch nicht schlechthin heisst, lebenskräftigere gebären“; wie er ganz nebenbei sagt, dass „die Frage der Beschränkung der Kinderzahl im wesentlichen unter dem Gesichtspunkte der möglichen Fürsorge für die jeweilig schon geborenen Kinder zu werten“ sei, und dann dicht hintereinander stottert, dass die meisten Eltern nicht die Qualität des Nachwuchses haben wollen, sondern dass sie ihn nur standesgemäss aufziehen wollen: — als ob das für unsere Frage nicht völlig identisch wäre! Ihm ist aber nicht zu helfen, dem Herrn Bernstein, dem Eiertänzer, dem Pseudologiker und Sophisten. Er ist gar kein Logiker; er ist ein unklarer Kopf.

Die einfachste Logik, die über allen intellektuellen Funktionen steht, hätte ihm sagen müssen: erst die Taktik, dann die Spiegelfechterei. Erst helfen, sich wehren und fechten, dann spintisieren und Vorwürfe.

Herzlichen Gruss, lieber Walden!

Gedanken

Von Sar Peladan

Einst war die Religion ein Gebiet, wo alle das heilige Abendmahl nahmen. Heute gibt es keine Ge-

samtheits-Sittlichkeit. Die Nachmittagsgottesdienste sind Kurse à pari, und das Einanderdurchdringen der Rassen durch den ungeheuer erleichterten Verkehr führt eine niederschmetternde Einförmigkeit herauf. Ausser dem Haupt der Kurden und dem Fez ähnelt die Strasse von Pera einer von Paris, ein wohlhabender mischt sich mit einem Bourgeois des Pariser „Marais“. Die abendländische Seele, vom Bosphorus bis Kap Finisterre, von den Fjorden zu den Balearen teilt sich nicht mehr durch Rasse sondern durch Kultur. Es gibt die, die ihre „Menschheit“ schufen und die — Anderen.

Der schwere, langsame, fleissige Humanist am Ufer der Spree, der oberflächlich glänzende am Arno, der rein lebhaft jenseits der Pyrenäen, der Individualist in London, haben den gleichen Boden des Studiums und der Prinzipien. Die Leute zu Pferd, zu Rad stellen sich überall als die gleichen dar. Die ethnischen Unterschiede verschwinden, man kann die Wesen nur einteilen nach ihrem Instinkt und ihrer sittlichen Lebensart. Marschall Mac-Mahon und Abt Lacuria sind Zeitgenossen von gleicher Sprache, Delacroix und Herr von Neuville vom gleichen Handwerk, und doch unterscheiden sich diese Männer von einander mehr, als Iberer vom Eskimo, der Irone vom Feuerländer. Es gibt keine Rassen mehr, aber es gibt Kasten. Die Nationalitäten sind zu Ende, die Brüderschaften nach Tüchtigkeit ersetzen sie.

Auf dieser Höhe, wohin ich steige, wo sich der Horizont des Christen panoramisch entschleiert, werdet ihr das Gemälde des Menschheits-Dramas selbst aufdecken. Mit den Wogen des Staubes stagniert ein Ozean des Vergessens. Aus den Vaterländern, von den Vaterlandsfremden Kriegswagen und Fortschritts-Maschinen, die mehr Nichts als die Atome aus Nichts sind, mehr Nichts als Staub im Vergessen. Die heilige Rose allein erblühte lebendig, sie schliesst ungeheuer mit den frommen Kelchwindungen inne und küsst das Erlöser-Kreuz.

O, du Anderer den ich schon beobachtete
der du Magier sein wirst, heil, heil teure Seele
die du pochtest beim Schwung der gebenedeiten
Glocken

Seele der Süssigkeit, der Kraft
Seele des Heiligen, des Künstlers
Zukünftig Allerheiligstes der göttlichen Barmherzigkeit

du, den die Leidenschaften auf immer verlassen
werden

heil heil edler Geist, der du das anbetungswerte
Lichtweiss des Ideals durch meine bleiche Sprache
aufstrahlen erkanntest,

Geist der Zartheit, des Friedens
Geist des Ruhms, verliebten Geheimnisses
Zukünftiger Scheinwerfer des Absoluten,

du, der bald den goldenen Kreis krönen wird
mit der vollkommenen Wahrheit, heil
heil, zu den Prüfungen, zu den Werken, zur nosis
nun öffnete ich dir den Tempel gleich Gurnemanz
ich kann nichts mehr.

Dereinst, nach dem Leiden, dem Weinen, dem
Schreien

wirst du tragen das schwarz — und weisse Kreuz
das die heilige Rose gestirnt.

Deutsch von Adolf Knoblauch

Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Überwindung durch die Restitution des Willens

Von Kurt Hiller

Geleit-Wort:

Man macht sich bei den Fachzöpfen unbeliebt, wenn man ihre vorgeschriebenen Fragestellungen beanstandet; wenn man Verknüpfungen herstellt zwischen ihrer Spezialproblematik und dem, was erlebnishaft

durch den Geist geistiger Menschen zieht; wenn man in deutscher Sprache redet.

Man macht sich bei den Chaotikern unbeliebt, wenn man, unter Ausschaltung jeglicher Mystagogie, Denkprobleme analytisch, logisch, pedantisch anfasst und durchaus dem Verstande gibt, was des Verstandes ist.

Man macht sich bei den Aestheten unbeliebt, wenn man kundtut, dass man noch andere Phänomene auf dieser Kugel sichtet als die Kunst, und wenn man es wagt, sich zur Welt gelegentlich nicht wie zur einer Geschmackssache zu stellen.

Man macht sich bei den Gründlichen unbeliebt, wenn man eine Frage in einigen Seiten, statt in einigen Schinken, erledigt; und bei den Dandys, wenn man sich überhaupt auf Fragen einlässt. Kurzum: man wird immer auf zwei Fronten bekämpft: von den Kaffern als Dilettant, von den Dilettanten als Kaffer verschrien. So setze ich mich denn getrost zwischen zwei Stühle und harre der Giftknirpse, die da kommen werden.

K. H.

Rechtsphilosophie, sofern wir alles empirische Forschen und alle auf gelieferten Dogmen sich aufbauende Erkenntnis aus dem Begriff der Philosophie ausschalten, kann keine andere Aufgabe haben als die: gegebenes Recht zu bewerten. Rechtsphilosophie ist weiter nichts als materiale Rechtskritik, samt allen formalen Vorfragen. Der Gemeinplatz, Rechtsphilosophie zerfalle in zwei grosse Gebiete, Rechtswesenslehre und Rechtswertlehre, erweist sich, wie die Mehrzahl seinesgleichen, als irrig; denn über das „Wesen“ des Rechts kann man sich lediglich durch geschichtliche und vergleichende Studien, also empirico modo, unterrichten; es sei denn, dass man sich auf mystische Spekulationen von nur privater Giltigkeit einzulassen beliebt. Kenntnis vom „Wesen“ des Rechts gewinnt man, auf abstraktive Methode, in der Wissenschaft „allgemeine Rechtslehre“¹⁾, und wenn man nicht in den Fehler des (sonst sehr ehrwürdigen) Naturrechts verfallen will, dann hat man bei diesem Geschäft das Philosophieren hübsch beiseite zu lassen. Der hohe Misskredit, dessen sich rechtsphilosophische Bestrebungen in unserem technologisch-ökonomisch interessierten Zeitalter gemeinhin erfreuen, rührt sicherlich zum grossen Teil her von jener trotz Savigny bis heute nicht ausgerotteten Unart, über Dinge, denen nur eine nüchterne Tatsachenforschung angemessen ist, trübe Fluten tief-sinnigen Geredes zu ergiessen und das Ganze dann, mit dem Gestus der Importanz, als Philosophie auszugeben. Gerade wer es, aus Liebe zur Philosophie und zur Politik, zur geistigen und zur staatlichen Beweglichkeit, für unumgänglich erforderlich hält, gegen keine Schule mit so wütender Wucht und Dialektik zu kämpfen wie gegen die historische, gerade der wird gut daran tun, die Fehler sorgsam zu vermeiden, die vom Rationalismus des Settecento begangen worden sind, und wird der historischen Schule mit Nachdruck da Recht geben müssen, wo sie nun einmal Recht hat.

Die Philosophie mithin ist, innerhalb der gesamten juristischen Problematik, nur bei der Wertung am Platze. Hier freilich wird sie nicht bloss geduldet etwa, sondern gefordert; und kann zeigen, wie sehr sie — trotz den Vorurteilen eines Maschinen- und Banausenzeitalters — mit den Bedürfnissen des pulsierenden Lebens verknüpft ist. Freilich zählt sie zu ihren Adepten manchen, der stolz ist auf die Mängel, die ihre Feinde ihr vorwerfen, und der, gebläht von esoterischem Hochmut, ihr das Hineingreifen ins Konkrete und in die flirrende Buntheit des Tages durchaus untersagen will: es ist eine ebenso fashionable wie unbegründete Ansicht, dass die Philosophie sich nicht mit aktuellen Fragen der Legislative befassen solle. Diese Modemeinung, ein rechtes Décadence-Symptom, nämlich die Pose missmutig gewordener Begriffspalter, ist eminent lebensfeindlich und im Grunde auch antiphilosophisch; denn begibt sich die Philosophie ihres universalen, überfachlichen Charakters, ihres Papsttums über alle Geistigkeiten, macht sie sich selber zur „Disziplin“, so kann sie nicht mehr verlangen, von anderen Disziplinen gehört zu werden; versagt sie sich den Zwecken des Lebens, so verdient sie überhaupt nicht, dass man sie ernstnehme — am allerwenigsten solange sie sich selber sehr ernst nimmt, solange

¹⁾ Vergleichen Sie: Kurt Hiller: „Experimentaljurisprudenz“ (H. Gross' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Band 37), Seite 310

sie sich hoch erhaben vorkommt über den „Lärm des Tages“ und die „Genieschwünge der Utopisten“, solange sie das beschauliche Dasein eines bebrillten Snob führt und vor Würde behutsam ganz fett wird. . . Wenn Platon in seiner Politeia den Ammen anempfiehlt, mit den Babys nie stille zu stehen, sie vielmehr dauernd auf den Armen zu schaukeln, und wenn sich G. W. F. Hegel deswegen über Platon lustig macht, so bin ich keinen Augenblick darüber im Zweifel, wer von den beiden der bessere Philosoph sei.

Darin allerdings muss man den Verfechtern der Vornehmheit in der Philosophie vollauf beistimmen, dass ein willkürliches Zensurenerteilen und Herumkriteln an den rechtlich-politischen Gegebenheiten (wie es in der Tagespresse und in den Parlamenten meist geübt wird) zunächst noch bei weitem keine Philosophie ist. Erst dadurch in der Tat wird Kritisieren von Rechtsbestimmungen zur „Rechtskritik“ (das heisst zur Philosophie), dass die spezielle Beurteilung sich aufbaut auf generellen Prinzipien. Damit dies aber möglich werde, muss erst die Vorfrage gelöst sein, welches jene generellen Prinzipien sind und auf welchem Wege man sie findet. Es ist beschränkt, in der Diskussion dieser Vorfrage die alleinige Aufgabe der Rechtskritik zu erblicken (wie gerade die klügsten Köpfe in der jungen kritischen Schule es leider vielfach tun); aber die erste Aufgabe der Rechtskritik ist die Methodologie allerdings.

Hier nun begegnen dem Forschenden sogleich unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist bisher noch keinem lebenden Wesen gelungen, oberste Wertprinzipien, Soll-Sätze, Kriterien des Richtigen zu finden, deren Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit nachweisbar wäre. Alle Versuche, dieses Kardinalproblem (übrigens nicht bloss der kritischen Jurisprudenz, sondern auch der Ethik) zu bewältigen, sind fehlgeschlagen.

Da ist zunächst der von allerhand gedankenlosen Vielwissern täglich verübte, durch Franz von Liszt's geistreiche, aber unglückliche Theorie gestützte Positivismus, der das Seinsollende aus dem Seienden glaubt ableiten zu können und, als „Synthese aus Wert- und Wirklichkeitsbetrachtung“¹⁾, vermittelt causal-er Untersuchung der Gegenwart Prognosen für die Zukunft aufstellt, denen er normativen Charakter vindiziert. Hierbei wird der logische Schnitzer begangen: die wahrscheinliche Entwicklung unter allen Umständen mit der wünschenswerten Entwicklung zu identifizieren; die simple Veränderung, kraft einer völlig unbegründbaren Teleologie, durch geographische Quantität zum Fortschritt werden zu lassen; in den empirischen Teig überempirische Rosinen einzuschmuggeln. Dieser Schnitzer ist weit ärger als der Optimismus, mit dem man sich einredet, aus dem beängstigenden Wirrwarr der gegenwärtigen Kultur, aus dem irritierenden Bellum omnium contra omnes, das, auf dem Welttheater von heute, Philosophien, Religionen, politische Systeme vor den Augen aller Geistigen aufzuführen, überhaupt wissenschaftlich sichere Prophezeiungen treffen zu können. Diesen Optimismus mag man noch hingehn lassen; schärfste Zurückweisung jedoch, seitens aller derer die denken können, verdient das Beginnen, Wert und Wirklichkeit „synthetisch“ miteinander zu vermengen — zwei Kategorien, welche, nach Simmel²⁾, einander so fremd sind wie bei Spinoza das Denken und die Ausdehnung, die sich nirgends berühren, „weil sie die Begriffe der Ding enach völlig Verschiedenem fragen.“³⁾

Es ist erstaunlich, dass eine Richtung, deren Verkehrtheit so auf der Hand liegt, derartig viele Anhänger zählt. Seine neuesten Triumphe feiert der Positivismus ja in den wissenschaftlichen Präliminar-

arbeiten zum Vorentwurf für ein Deutsches Strafgesetzbuch. Diese Arbeiten bestehen bekanntlich in einer zahllose Bände umfassenden „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts“. Ich bin Ketzer genug, die Ströme Schweisses, die sitzsame Gelehrte bei dieser Gelegenheit vergossen haben, für annähernd umsonst vergossen zu halten. Denn über die Richtigkeit der von einem idealen Strafrecht anzustrebenden Zwecke kann die Vergleichung nicht das mindeste lehren; ob Fruchtabtreibung beispielsweise strafwürdig sei, geht nicht daraus hervor, dass sie in Oesterreich, Luxemburg, Siam oder Venezuela tatsächlich bestraft wird. Ueber die Tauglichkeit der Mittel aber zu (unproblematisierten) Zwecken kann man sich doch nur ein Urteil bilden, wenn man die Erfolge der in den verschiedenen Staaten angewandten Mittel miteinander vergleicht (Kriminalstatistik), aber nicht durch bruten Vergleich der die Mittel angehenden Normen. Von Kriminalstatistik jedoch bemerkt man in dem Werke wenig. Somit ist sein einziger Wert der: dass eine Reihe von Fachleuten sich zu den wichtigsten de lege ferenda-Problemen ausgesprochen haben. Dies aber war durchaus auch ohne den „vergleichenden“ Apparat möglich. Der Positivismus ist zeitraubend; weiter nichts; sowohl für die, die ihn ausüben, als auch für die, die seine Produkte lesen müssen. Er vermehrt (überflüssigerweise) die Kenntnisse, und bereichert nicht die Erkenntnis. Es wird Zeit, dass ein homerisches Gelächter ihn hinwegfegt.

Unzureichend für die Beantwortung der Wert-Frage ist auch der Utilitarismus. Auf die Zweckhaftigkeit alles Rechts hinzuweisen, war vielleicht zu Iherings Zeiten verdienstvoll; heute ist das selbstverständlich und platt (in keinem Punkte hat Joseph Kohler mehr Recht als in diesem) — wiewohl nicht geleugnet werden soll, dass es auch gegenwärtig noch Esel gibt, die bestreiten, dass das Recht einen Zweck habe, und offenbar meinen, es sei zum Vergnügen oder aus Mystik da. Jedenfalls bedeutet „nützlich“ überall „nützlich irgendwozu“; und wenn uns der Utilitarismus schon allenfalls die richtigen Mittel zu vorausgesetzten Zwecken anzugeben vermag, so lässt er uns doch im Stich, sobald wir ihn nach der Richtigkeit der Zwecke fragen; es sei denn, dass er diese Zwecke wiederum als Mittel zu höheren Zwecken nachweist; dann aber bleibt der Wert dieser höheren Zwecke eben problematisch! Der Utilitarismus eröffnet uns lediglich, dass überall das Nützliche geschehen soll; was aber nützlich sei — das verschweigt er. Er ist keine falsche Werttheorie, in dessen eine unzulängliche.

Völlig verfehlt sind die Versuche der Material-Ethiker, Begriffe wie Glück, Lust, Freiheit, Macht, Kultur in die Formel des obersten Wertes einzusetzen. Das Recht ist eine soziologische Erscheinung; diese Begriffe aber sind aufs Soziologische garnicht anzuwenden, denn sie sagen nichts aus über den typischen Fall des Rechts, den der Kollision. Im übrigen bezeichnet jeder dieser Begriffe individuell verschiedene Zustände (Meier fühlt sich unter anderen Bedingungen „glücklich“ als Müller; die „Freiheit“, die ich meine, ist nicht die Freiheit, die du meinst), und selbst über die formale Bedeutung der Begriffe ist man sich keineswegs einig: Lorenz Brütt zum Beispiel, welcher die „Kultur“ in das Zentrum seiner politischen Philosophie gestellt hat, hat gewiss etwas ganz anderes darunter verstanden, als Simmel oder Breysig darunter verstehen.¹⁾ Vor allen Dingen jedoch sind diese Werte unbegründbar; so wenig ein Kenner der menschlichen Seele ihre tatsächliche Wirksamkeit in den Subjekten leugnen wird, so wenig wird der Kritizist ihre Legitimiertheit zugestehen können, als welche nur dann vorhanden wäre, wenn sie sich aus jeweils übergeordneten, allgemeineren, dem Begriff nach umfangreicheren Werten ableiten liessen. Diese bedürften dann wieder der Legitimation aus noch höheren: und der Regressus verliefte in infinitum. Simmel, in seiner prachtvollen „Einleitung in die Moralwissenschaft“, schreibt:²⁾

„Immer nur ein Inhalt des Sollens kann auf einen andern zurückgeführt werden, aber an irgend einem bleibt es schliesslich als an dem ursprünglichen haften, von ihm entlehnen alle andern die Würde des Sollens, ohne dass er selbst sie von einer andern Instanz her-

leitete. Identifizieren wir das Sollen mit irgend einem Inhalt und sei es selbst nur der des kategorischen Imperativs, so nimmt dieser an der ganzen Unbegründbarkeit teil, die dem Sollen selbst eigen ist. Wenn der Metaphysiker eine letzte Substanz aufgefunden hat, aus deren Wesen sich alle Erscheinungen des Kosmos folgern lassen; wenn wir eine ursprünglichste Summe der Kraft entdeckt haben, die die Quelle für alle aufzeigbaren Kraftwirkungen im Weltgeschehen bildet: so können wir weder fragen, woraus sich das Wesen jener Substanz erklären lässt, noch was die Ursache dieser Kraft sei, ohne unsere eben gewonnene Erkenntnis selbst wieder in Frage zu stellen. Und ganz ebenso können wir nicht fragen, woher der letzte gesollte Inhalt, auf den wir kommen, sein Sollen begründen könne. Auch operiert alle Zurückführung der sittlichen Mannigfaltigkeit auf ein letztes Prinzip nicht eigentlich mit dem Sollen; sie schiebt es vielmehr von einem Inhalt auf den andern, indem sie nachweist, dass die einzelne Pflicht ihr Sollen nicht in sich, sondern von jenem tiefsten zu Lehen trägt, zu dem sie im Verhältnis des Mittels steht. Nicht dass irgend eine bestimmte Handlung, zum Beispiel Fürsorge für die Familie, an sich Pflicht sei, beweist der monistische Ethiker, zum Beispiel der Utilitarier; sondern nur dies, dass jene Handlung das Glück der Gesamtheit steigern helfe und sein soll, weil diese Glückssteigerung sein soll; das Gesolltwerden dieser aber lässt sich nirgendwoher leiten, sondern nur als Tatsache oder als Dogma aussprechen. Das Sollen begleitet die ganze Reihe von Ursachen und Wirkungen, die etwa von dem Geldverdienst für die Familie bis zur Glückssteigerung für die Allgemeinheit oder zur Erfüllung der kantischen Formel oder zur Realisierung einer Herbartschen Idee führt, ohne in ihr selbst eine Erklärung zu finden. Jedes Glied vielmehr erklärt sein Sollen aus dem Gesolltwerden des folgenden, und wo wir an dasjenige kommen, welches das Sollen nicht wieder von sich abwälzen, seine Dignität nicht mehr von einem andern herleiten kann, da bricht die Reihe ab und lässt es an diesem genau so unerklärt, wie es an dem ersten war: das Letzte, das wir erklären können, ist das Vorletzte. Die Hauptfrage, weshalb denn die einzelne Tat gesollt wird, ist auf diese Weise nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben. So schiebt jeder höhere mathematische Satz die Forderung, seine Wahrheit zu beweisen, auf einen vorhergehenden einfacheren, und dieser wieder weiter bis zurück zu den Axiomen, von denen alle andern ihre Wahrheit borgen und mit deren unbeweisbarer Gültigkeit sie stehen und fallen. So kann auch das Recht den Beweis für die Gerechtigkeit seiner höheren Bestimmungen nur so führen, dass es dieselben als logische Folge gewisser letzter Prinzipien aufzeigt, die einfach als Recht hingenommen, aber nicht bewiesen werden können.“¹⁾

An dieser peinlichen Situation des normativen Nachdenkens bewährt sich die erkenntnispsychologische Regel, dass nicht bloss jede causale (genetische), sondern auch jede teleologische (systematische) Betrachtung zu einem unendlichen Regress führt. Für unsere Vernunft, wie sie nun einmal organisiert ist, besteht nicht nur keine „letzte Ursache“, sondern auch kein „letzter Grund“. So wie jede Ursache nur als Wirkung einer früheren Ursache angesehen werden kann, also auch eine „letzte“ nur als die Wirkung einer sozusagen „hinterletzten“, gerade so kann auch jeder Grund nur als die Folge eines logisch übergeordneten Grundes erscheinen. Wie man der Behauptung von der „letzten“ Ursache eines Seienden entgegentreten müsste mit der skeptischen Frage: Wovon ist diese Ursache die Wirkung? — entsprechend muss man jedweder Behauptung vom „letzten“ Grunde eines Seinsollenden begegnen mit der Frage: Woraus ist dieser Grund die Folgerung?

¹⁾ Man gestatte mir bei dieser Gelegenheit eine persönliche Bemerkung. Ich muss gegen den Vorwurf protestieren, dass ich es liebte, längere Stellen aus Autoren wörtlich zu übernehmen. Freilich liebe ich das, und zwar aus gutem Grunde. Wozu veröffentlichen die grossen Denker ihre Wahrheiten, wenn nicht der, der sie findet und begreift, sie weiterträgt? Und in welcher Form kann man einen wertvollen Gedanken wohl besser weitertragen als in der, die sein Vater ihm gegeben hat? Nur Skribifaxe, die aller Originalität bar sind, fühlen sich verpflichtet, um ja die Maske der Originalität zu wahren, anstelle ehrlicher Zitate selbständig verballhornte „Darstellungen“ oder schiefe „Extrakte“ zu liefern. Ich für mein Teil muss es ablehnen, eine Idee Simmels oder Nietzsches besser formulieren zu wollen als Simmel oder Nietzsche es getan haben.

¹⁾ Vergleichen Sie: v. Liszt: Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge II, 422; Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft XXVI, 553; Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts, besonderer Teil, Band V, Seite 4-6

²⁾ Philosophie des Geldes, Seite 7

³⁾ Vergleichen Sie gegen den Positivismus (oder Pseudo-Empirismus):

R a d b r u c h, Aschaffenburgs Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform II, 423

K a n t o r o w i c z, Aschaffenburgs Monatsschrift IV, 92 ff

R. W a s s e r m a n n, „Begriff und Grenzen der Kriminalstatistik“, 1909, § 2

S o m l ó, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie III, 510 ff

H i l l e r, Aschaffenburgs Monatsschrift VI, 624 ff

¹⁾ Ueber den Begriff der „Kultur“ vergleichen Sie: H i l l e r, in der Wochenschrift „Der Sturm“, 1910, Nummern 24-26. — Gemeint ist übrigens Brütt's Werk „Die Kunst der Rechtsanwendung“, 1907, darin besonders § 8.

²⁾ 1892, Band I, Seite 13-15

In dieser erkenntnispsychologischen Eigentümlichkeit (die übrigens jedermann mittelst introspektiver Analysis als Tatsache bei sich feststellen kann) gleichen sich die sonst so ungleichartigen Grössen Physik und Ethik; ein oberstes Erklärungsprinzip will erklärt, ein oberstes Rechtfertigungsprinzip will gerechtfertigt sein! So wenig wie eine *causa sui* passt eine *ratio sui* in den menschlichen Denkapparat hinein. (Dies ist eine Beute, die dem Skeptizismus für alle Ewigkeit nicht mehr entrissen werden können.)

Das Wissen um die Unbegründbarkeit oder Dogmatizität jedes materialen Sollens hat nun den scharfsinnigen Kant dazu verführt, ein formales Sollprinzip aufzusuchen. „Handle so, dass die *Maxime* deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“¹⁾ Nun ist zunächst dieses Prinzip doch nicht ganz so formal wie es aussieht; es gibt doch eine Tugend-Anweisung von ganz bestimmtem (sozialen) Inhalt. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass wir so handeln sollen, dass das Prinzip unseres Willens geeignet ist, zugleich das einer für Alle geltenden Gesetzgebung zu sein. Der kritische Geist hat hier durchaus weiter zu fragen, welches denn der ethische Grund dieser Forderung der Allgemeingültigkeit von Handlungsmotiven sei. Aber sehen wir selbst hiervon ab und nehmen tatsächlich reine Formalität des kategorischen Imperativs an (wobei dann die Forderung der Allgemeingültigkeit, als mit dem Sollen identisch, das Sollen nur analytisch ausdrückte), so enthält der Imperativ eben nur das allgemeine Tugendgebot: „handle so, wie du handeln sollst“; — wie ich nun aber handeln soll, sagt mir die formale Formel mit nichten! Kenne ich die *Maxime*, die jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann, dann brauche ich, sofern ich nur überhaupt tugendsam, das heisst ein Mensch von „gutem Willen“ bin, gar keinen Imperativ, weder einen in kantischer noch einen in deutscher Sprache; denn der Fall des inneren Konflikts ist dann ausgeschlossen; komme ich aber ins Dilemma, kenne ich die zur Gesetzmässigkeit taugende *Maxime* nicht (und dies ist doch wohl eigentlich die psychische Situation, für die es der Ethik bedarf und auf die jede Ethik abgestellt sein muss), dann nützt mir der formale Imperativ nicht ein Pfifferling. Er enthüllt sich dann als eine recht stroherne Erfindung, als — Tautologie. Er äussert: ich solle so handeln, wie ich handeln soll. Wenn ich aber um des Himmels Willen nur wüsste, wie ich handeln soll! —²⁾

1) Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, I Buch, I Hauptstück, § 7

2) Vergleichen Sie hierzu auch den klugen Essay „Politik als Wissenschaft und Philosophie“ von Kurt Peschke, im „Archiv für systematische Philosophie“ XVI, Seite 332 ff., insbesondere Seite 338.

Fortsetzung folgt

Der Kaiser von Utopia Ein Volksroman

Von Paul Scheerbar

LXXXVI

Der Mantel und der Käseberg

Als der Herr Sebastian als Doppelgänger des Kaisers auf dem Markte von Schilda erschien, da hatten die Schildbürger gerade eine halbe Stunde vorher die Nachricht bekommen, dass der Kaiser in Ulaleipu bereits vier Tage anwesend und dort krank geworden sei; die explodierenden Leichen hatten alle Telegraphenlinien so in Anspruch genommen, dass nicht einmal der Tod des Moritz Wiedewitt früher bekannt geworden war.

Während nun nachher die Schildbürger auf ihrem Markte standen und warteten, trafen weitere Nachrichten ein — auch die vom Tode des alten Oberbürgermeisters Wiedewitt. Und das alles steigerte noch die Verwirrung, so dass die Schildbürger erst bei Morgengrauen wagten, in den goldenen Löwen zu

dringen, und dort die Türen zu den kaiserlichen Gemächern aufzubrechen.

Und da fand man nun alles in schönster Ordnung; der rote Mantel lag auf einem Divan und auf dem roten Mantel lag die rot und weiss gestreifte Kappe des Oberbürgermeisters.

Die Fenster waren fest verschlossen; das hatte der Herr Sebastian von aussen mit der Strickleiter bewirkt, an der sich ein sinnreicher Mechanismus befand.

Die Sache war allen unbegreiflich.

Schliesslich redete der Regierungssekretär Käseberg zu den Schildbürgern folgendes:

„Meine Herren! Wir wissen vom menschlichen Leben nicht viel Genaueres. Wir wissen, dass das Kaiserreich Utopia östlich von Kallekutta liegt — und damit ist bekanntlich nicht viel gesagt. Wir wissen, dass der Kaiser Philander sechs Monate hindurch unser Oberbürgermeister war. Aber das wissen wir auch nicht sehr genau. Ich glaube, wir tun gut, wenn wir annehmen, dass ein Doppelgänger des Kaisers unser Oberbürgermeister war. Und da ein Doppelgänger ein Geist ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieser Geist jetzt unsichtbar ist. Ich schlage deshalb vor: legen wir Mantel und Kappe im Rathaus nieder und lassen wir den Geist auch fürderhin Oberbürgermeister von Schilda sein — auch wenn er unsichtbar bleiben sollte. Vielleicht wird er uns nochmals sichtbar. Wählen wir aber keinen neuen Oberbürgermeister — wir haben zwei in einer Nacht verloren.“

Und man tat, wie Herr Käseberg vorgeschlagen hatte.

LXXXVII

Der Kaiser Philander im Hintergrunde

Diejenigen, die noch an der bunten Krankheit darnieder lagen, wurden jetzt sämtlich gesund — und die Leichen derer, die an der bunten Krankheit gestorben waren, explodierten in den nächsten drei Wochen allesamt, so dass die furchtbare Krankheit plötzlich von der Bildfläche verschwand und den anderen Lebensinteressen wieder Spielraum liess.

Da kam nun gleich die kräftige Agitation der Priester in den Vordergrund, und der verschwundene Herr Bartmann wurde täglich berühmt.

In der Literaturzentrale erschienen verschiedene Schriften, in denen das Benehmen des Kaisers Philander scharf getadelt wurde; gerade in der schwersten Zeit der Verwirrung hatte sich der Kaiser in Schilda aufgehalten — und über die Doppelgängergeschichte konnte der Kaiser auch nichts aufklärendes sagen.

Kurzum: Der Kaiser kam in den Hintergrund, und der Bartmann wurde immer höher gestellt, und man schätzte es durchaus nicht, dass der Kaiser für den Bartmann eintrat — das erschien allen ganz selbstverständlich.

Der Kaiser lachte sehr oft, wenn er allein war.

„Fehlt nur noch,“ sagte er, „dass sie den verschwundenen Bartmann zum Kaiser machen wollen! Jawohl — es ist nicht so leicht, Gedankenkaiser zu werden — besonders dann nicht, wenn man verpflichtet ist, eine sichtbare goldene Krone zu tragen.“

Aber etwas verstimmt sah der Kaiser bald aus.

LXXXVIII

Die Umgewandelten

Die Erfolge der priesterlichen Agitation waren in kurzer Zeit ganz grossartige; überall regte sich ein grosses Interesse an dem innerlichen Leben des Menschen.

Jetzt erst kam es allen zum Bewusstsein, dass viele Tausende in den letzten Monaten starben; man zählte ungefähr siebzigtausend Tote. Und die Trauer im Lande machte alle anders, so dass man nur noch ernste Gesichter sah.

Und so war es nun natürlich, dass die Priester überall aufmerksames Gehör fanden. Alle einfachen Vergnügungen mied man; die Utopianer kamen sich selber ganz umgewandelt vor.

Lange Wochen hindurch wars so, als könne man sich immer noch nicht zurechtfinden; die Naturereignisse wirkten nach.

Die Kaiserin

Der Kaiser Philander zeigte auch nur noch ein ernstes und sorgenvolles Gesicht.

Und die Kaiserin Cäcilie deutete dieses Gesicht ihres Gemahls ganz anders, als die andern.

„Es ist Dir“, sagte sie, „doch nicht so ganz recht, dass der Herr Bartmann so die Utopianer beschäftigt, nicht wahr? Weissst Du, was ich immer geglaubt habe?“

„Nun?“ fragte der Kaiser.

„Ich glaubte,“ versetzte die Kaiserin, „Du selbst seist der Bartmann gewesen.“

Der Kaiser erschrock und sah seine Gemahlin lange an und wusste nicht recht, ob er ihr trauen sollte, und grübelte immerzu darüber und sah sie immerzu gross an.

Da sprang die Frau Cäcilie auf und lachte und sagte:

„Jetzt weiss ich, dass das stimmt.“

Da fiel der Herr Philander darauf hinein und gab alles zu.

Aber da wurde die Frau Cäcilie sehr unruhig und fragte leise:

„Wer weiss es denn noch?“

„Es wissen das,“ versetzte der Herr Philander, „nur noch die Herren Haberland und Sebastian.“

„Werden die,“ fragte Frau Cäcilie, „auch schweigen?“

„Wenn Du nur schweigst!“ antwortete darauf ihr Gemahl.

„Ich schweige,“ sagte Frau Cäcilie.

Und dann erzählte der Philander seiner Frau alle seine Abenteuer ganz genau.

Und die Kaiserin musste oft so lachen, dass ihr die Tränen über die Backen rollten.

XC

Der Orkan an der Sturmküste

Der Meeressumpf an der Sturmküste war noch immer nicht zur Ruhe gekommen, die Schlammassen wälzten sich und rumorten ohne Unterlass — nur die Irrlichter zeigten sich nicht mehr.

Da brach abermals ein furchtbarer Orkan über dem Meeressumpf los, und aus dem Sumpfe schlugen plötzlich abermals ganz hohe Flammen heraus und lösten sich von der Erde los und wirbelten hoch in die Lüfte hinauf.

Es sah schrecklich aus.

Die Gelehrten vergassen bei diesem neuen Ausbruch des unterseeischen Vulkans die photographischen Apparate und starrten wie abwesend das neue Wunder an und fürchteten, dass jetzt abermals jene entsetzliche bunte Krankheit kommen würde.

Dann aber gabs einen ohrenzerreissenden Lärm, und der ganze Meeressumpf sank in die Tiefe, so dass ein meilengrosses Loch entstand, in das nun die Meeressmassen polternd hineinstürzten.

Dass die Granitfelsen der Sturmküste bei diesen Erschütterungen stehen blieben, kam allen als das grösste Wunder vor.

Und von dem tiefen Loch wurden so viele Meeressmassen aufgesogen, dass das Meer an allen Küsten zurücktrat und sich viele neue Inseln bildeten.

XCI

Die Geisterscharen

Die Flammen aber, die zum Himmel hinaufloderten, stiegen immer höher in den Weltenraum empor — und sahen oben wie grosse Geisterscharen aus.

Und die Gelehrten erklärten plötzlich einstimmig: das sind Geister der Tiefe, die da oben im Raum leben — das sind gar keine Flammen.

Ganz Utopia starrte nachts den Himmel an und sah, wie sich oben die Flammen veränderten und, wie es allen vorkam, sich zu körperlich wirkenden Gestalten umbildeten.

Dieses Naturereignis wirkte so mächtig, dass fast alle Utopianer volle acht Tage hindurch nicht einen Augenblick schlafen konnten.

Die Sternwarte des Herrn Haberland

Als sich die erste Aufregung ein wenig gelegt hatte, und die Ermüdung eintrat, da bat der Herr Haberland den Kaiser, die Erlaubnis zu geben, dass sofort auf den höchsten Bergen des Landes ein Dutzend neue riesige Teleskope aufgestellt würden.

Und der Kaiser erfüllte natürlich den Wunsch des Herr Haberland; der Staatsrat bewilligte sehr grosse Summen.

Und dann wurden die Geisterscharen mit den alten Teleskopen fortwährend beobachtet, und die zwölf neuen Teleskope wurden so schnell wie möglich fertiggestellt, um die Beobachtungen in umfangreicherem Masse fortzusetzen.

Und diesen Beobachtungen gegenüber traten alle anderen Interessen des Landes für mehrere Wochen in den Hintergrund.

Und dann gab es eine Flut von Büchern, die das Wesen der neuen Geisterscharen festhalten wollten; leider veränderten sich die Flammengebilde so häufig und oft so schnell, dass man an ihre Geisternatur schliesslich nicht mehr glauben wollte.

Sehr viele Gelehrten hielten aber doch daran fest, dass die Flammen nicht einfache Flammen sein könnten.

Das Leben im Innern der Erde beschäftigte die Utopianer bald mehr als das Leben auf der Oberfläche der Erde.

Schluss folgt

Adonia

Von Per Hallström

Fortsetzung statt Schluss

Sie zogen des Morgens hin, als die Sonne ihnen von den Bergen entgensprang, rot und bebend wie ein blutiges und lebendes Herz, sie jauchzten im Lichte, und die Harnische brannten, und die Gewänder flammten in Pracht gegen die langen Schatten des Morgengrauens. Ab Jathar, der Priester, wusch sich im Brunnen Rogel und legte seine Kleider an; er leuchtete in Gelb und Rosenrot, und die Steine des Schildes blitzten, dann zog er den Hügel hinan, ihm nach die wogende Schar. Zwei Diener führten einen Stier an tiefgebeugten Hörnern, der zum Boden schnaubte und unruhig stampfte.

Nun beugten sie seinen Kopf rückwärts, so dass der Hals sich spannte, und Ab Jathar ergriff das Messer und schnitt. In kräftigem Strahl schoss das Blut mit süsslich warmen Duft hervor, und ein Priester fing es in einer Bronzeschüssel auf, wo es, quirlender Purpur, bis zum Rande stieg; wie ein Turm fällt, wenn der Grund untergraben wird, so sank das Tier auf seine kraftlosen Knie, und die Erde seufzte unter seiner Last.

Ab Jathar nahm das Blut und goss es in die Grube des Steines, und alle sahen an der leise wirbelnden Bewegung der Luft, wie ein Dampf emporgezogen ward und hoch aufstieg, als würde er von kräftigen Atemzügen eingesogen. Das war Jehovah, der Adonias Opfer prüfte und es gut fand, und Adonia zuckte freudig zusammen.

Ab Jathar tauchte seinen entblösten Arm hinab in den aufgerissenen Bauch des Stiers und ergriff die Häute des Magens mit ihrem gelben Fett, legte Kuchen von Honig und Mehl darauf und hob seine blutige Bürde zum Himmel. Seine Augen spannten sich mit zusammengezogenen Pupillen, seine Mundwinkel zitterten, die Stirne zitterte, aber der rote Arm war unbeweglich, und er sprach, und seine Stimme war laut und singend wie der Klang von Posaunen.

„Adonia, Davids Sohn, Adonia, des Königs Sohn bringt das Opfer dar!“

Auf den Stein hatten die Diener einen Stapel von kurzgeschnittenem Holz gelegt; nun breitete Ab Jathar sein Opfer darüber und entzündete den Scheiterhaufen mit einem Feuerbrand. Eine lange hungrige Flamme stieg sogleich gelb und rauchend aus dem harzigen Holze auf, züngelte an dem Blute entlang und wies gerade empor, wie ein Finger in die stumme Luft.

Ein Gemurmel des Jubels verbreitete sich ringsumher, denn das kündete Gutes, und Adonia blickte

siegesgewiss nach den Hügeln der Stadt hinüber. Neue Opfertiere wurden herangeführt. Stiere, die vor dem Blutgeruch bebten, Hammel, die blutgesprenkelte Augäpfel nach aussen drehten. Ihre Kehlen röchelten und gluckssten unter dem Todesstreich. Ihre roten Körper wurden kunstfertig zerstückelt, dass das Blut in der Haut zurückblieb und kein Tropfen zur Erde fiel, der Scheiterhaufen zischte von dem feuchten Fleische, und aus den dunklen Flammen fiel schwarzer blanker Russ. Die Luft war lau von Blut, salzig von Blut, sie liess die Nüstern sich weiten, von dem fetten Steine schoss das Opfer wie eine Riesenblume aus Blut und Flammen, im Rauch stand die Sonne blutrot, ohne Strahlen. Aller Hirne wurden von einem Taumel ergriffen, die Luft wogte und wirbelte, die Augen glänzten vor Verzückerung, die Lippen lachten vor Grausamkeit und von dem Jubel der Stunde ward Adonias Zukunft wie ein Banner getragen, das vom Winde gebelaht wird. Aber noch einmal zitterte Adonia in Unruhe, als er sein letztes Opfer brachte, zwei Tauben. Die anderen begriffen nicht, warum er sie opferte; es geschah für Abisag und ihn, damit sie sein würde.

Als die Häse der Vögel abgedreht und die blaugrauen Flügel geknickt waren und sie in den Scheiterhaufen geworfen wurden, flatterten sie in dem starken Zugwind und wurden fast brennend emporgehoben, verzehrt und verschwanden. Es dünkte Adonia, dass Jehovah sie, in Gnaden angenommen habe, und er vermochte seine Freude kaum zu tragen. Nun war sie sein, nun war alles sein.

Als der Scheiterhaufen niedergebrannt war, versammelte man sich unterhalb des Hügels, wo das Fleisch der Opfertiere zubereitet wurde, man ass und trank, und der wilde Triumph der Opferung wandelte sich in lärmende Freude.

Man nannte Salomos Namen und höhnte ihn unter Lachen und Schimpfworten, man rechnete die Anzahl der Opfer zusammen — nie hatte er so viele gebracht. Mit wohl lautenden und schönen Worten suchte er seinen Gott zu gewinnen, mit reinen Kleidern und Waschungen; wie würden seine kargen Lippen erstaunt sein, wenn er so viel Blut gesehen hätte! Behutsam wie eine Arche des Herrn schritt er dahin, eine Stein tafel hatte er in der Brust an Stelle des Herzens. Er sollte hier sein, Salomo, und sehen, ob er es wagte, der König von Kriegern zu werden, er, der Metze Bath Sebas Sohn — sie sollte hier sein, die Hündin! Bei ihren Haaren würde man sie ergreifen, sie, Adonias Feindin, und ihr Gesicht in die blutigen Häute drücken, sie, Urias blutige Witwe, und ihre gemalten Nägel würden sich in die Erde einkrallen vor Scham.

Sie waren berauscht vom Triumph und übersatt an Nahrung, sie drohten mit den Waffen gegen Edom und Syrien, gegen Ammon und Tyrus und schworen bei Adonias Namen. Joab trat vor und rief ihn zum König aus, und aus weitoffenen Lippen riefen alle mit. Ein Wirbel von Stimmen, die emporgeschleudert wurden und zusammenstiessen und hinaushalten, eine Säule von Jubel und Triumph, die den Himmel trug, und der Sonne schmelzendes, blendendes Feuer leuchtete zu Adonias Ehre.

Er nahm die Huldigung mit gelassenem Blick entgegen. Jetzt, da er das Begehrte sicher und zum Greifen nahe hatte, bebten seine Hände nicht länger vor Verlangen; Wie Feuer mit Feuer vereinte sein Wesen sich mit der Macht. Nur der Gedanke an Abisag schnürte seine Kehle in ungestümen Begehren zusammen und liess vor seinem Blick lockende Fahnen flattern.

Ein Schrei stieg über die Höhen wie eine Antwort, und ein paar schrille Töne aus Pfeifen schwangen sich hoch auf und tanzten in Freude Frauenstimmen, Männerstimmen, tausende von Stimmen. Es musste die ganze Stadt sein, die aus wiederhallenden Mauern ihren Triumph hinaussandte. War das Gerücht schon dorthin gedrungen.

Das Murmeln und Rauschen sang und stieg wieder, und näher kam es mit dem trillernden Zwitschern der Pfeifen, und aus dem Schrei drang ein Wort, ward halb erhoben und sang wieder unter, brach einmal ums andere vor, bis man es ahnend verstand und erbleichende Lippen „Salomo“ und „König“ flüsterten.

Es kamen Gerüchte, verwirrtes Flüstern, widersprechende Rufe. Von einem Felsen glaubten einige zu unterscheiden, wie das Feld in der Ferne von wehenden Tüchern und ausgestreckten Armen wogte, da nahte eine Bote: „Salomo ist König. Zu David ist

sie gegangen, Bath Seba, und hat ihn an ein Versprechen erinnert. Bei Gihon ist Salomo gekrönt, mit Oel aus dem Tabernakel; er hat auf Davids Stuhl gesessen und David hat ihn gesegnet; das Lärmen, das ihr hörtet, das waren die Freudenschreie des Volkes.“

Da zerstreuten sich schnell Adonias Freunde vor der Gewissheit, dass alles vergeblich war. Und Adonia fürchtete für sein Leben und ging, eine Freistatt zu suchen in des Herrn Tabernakel.

Ein schwerer blauer Rauch lag dort drinnen, und der Schein der Armlencher drang nicht bis zu dem Cherubim der Tapeten. Die Luft war drohend ungewiss — man sah nicht wie gross der Raum war — und erfüllt vom Duft des Räucherwerks. Aber vom Brandopferaltar draussen drang ein ekler Duft von verbranntem Fett herein.

Die Bundeslade stand unter den beschwingten Gestalten des Gnadenstuhls, davor glänzte der Rauchopferalter. Adonia umklammerte ihn mit den Händen, sein Leben zu schützen; er klebte vom Versöhnungsblut und entglitt schlüpfrig seinem Griff. Dort verweilte er, indess ein Bote Salomo seine Unterwerfung kündete.

Als seine Augen sich an die dichte Luft gewöhnt hatten, sah er rings um sich alles, bis hinein in die Ecken. Die Wände waren dunkel vom Rauch, und hier und dort sickerte ein schwarzer Blutstropfen. Die seltsamen, länglichen Augen des Cherubim starrten grausam und kalt an ihm vorbei. Die Engel an dem Gnadenstuhl blickten sich starr in die goldenen Gesichter; er erbebte und erwartete seinen Tod. Der schwere Duft des Räucherwerks machte seine Gedanken stocken. Er wusste nicht, wie lange er starr dort stand und das blutige Gold kalt unter seiner Hand fühlte, seine Augen hefteten sich immer fester an die starrenden Kugeln der Engelsköpfe und voll Entsetzen grübelte er, was ihr Blick wohl bergen möge.

Er sah ihre Häupter sich beugen und der Rauch unter ihren Flügeln verdichtete sich und ward von einem trocken glühenden Schein durchleuchtet. Und in dem Scheine brannte ein Licht, ein blendendes zackiges Licht von drohender, schreckensvoller Gestalt Adonia glaubte, Jehovah zu sehen. Den Gott der Heerscharen, der Mauern bricht und eiserne Spiesse zertritt wie Rohr, den Gott der Wüsten, dessen Macht sich spiegelt in dem brennenden roten Sande, den Gott der Gesetze.

Schluss folgt

Gelesenes und Erlebtes

Glaube und Heimat

Der Wert dieser „Tragödie eines Volkes“ entspricht seinem Titel. Schiller ins Oesterreichische übertragen. Zum Schluss allgemeine Rührung. Der Reiter, der nur immer so im Blute schwimmt, in lutherischem natürlich, bricht zusammen, als er den Boden des Glaubens betritt. Er „tritt sogar sein Schwert mit wildem Tritt entzwei.“ Das Zusammenbrechen geschieht neben den Brunnenpfeiler. Mehr kann man nicht verlangen. Im Uebrigen charakterisiert Schönherr, der Autor, durch szenische Bemerkungen. Fast jede handelnde Person spricht einmal „gewaltig.“ Sie meint es aber nicht so schlimm. Die Weiber „erschauern“ meistens „in Ehrfurcht.“ Auch brechende Augen und gezogene Pallasche sind reichlich vorhanden. Der Hauptheld hat zum Beispiel während fünf Sätze folgendes zu leisten: „Es arbeitet mächtig in seinem Innern,“ „als wäre er zu einem festen Entschluss gelangt,“ „innerlich flammend,“ „bemüht sich umsonst,“ „zitternd vor innerer Erregung,“ „der Toten gut zuredend wie einem störrischen Kind,“ „immer eindringlicher und gewaltiger,“ (ha!) „seinem innern Entschlusse Worte leihend.“ Unmittelbar darauf glüht er noch von innen heraus und schreit auf. Sonst denkt man beim Lesen des Stückes an Anzengruber und Gerhart Hauptmann und ist beglückt, dass das deutsche Volk und das oesterreichische vom ersten Diener des Staates bis zum letzten Sklaven wieder mal einen Dichter gefunden hat

Der Verleger Schönherr legt einen Prospekt über einen nur durch den Bauernfeldpreis ausgezeichneten Roman „Die Glocken der Heimat“ bei, dem Natürlichkeit, Gradheit, Klarheit und eine bedeutsame Erweiterung des Begriffs Heimatkunst nachgerühmt wird und der brausende Erotik und deutsche Choräle in sich vereinigt. Ich werde das Buch nicht lesen, weil Peter Rosegger behauptet, es sei ein ragendes Zeichen der Zeit und mehr als ein Buch. Ich begnüge mich mit Büchern. Nur keine Zeichen der Zeit!

Zeichen der Zeit

Die ganze Presse ist ausser sich vor Vergnügen über das in Nummer 55 dieser Wochenschrift veröffentlichte Gedicht „Dämmerung“ von Alfred Lichtenstein. Die meisten begnügen sich, es mit dem esprithaften Zusatz: „Wirklich dämmerhaft, nicht?“ wörtlich abzudrucken. Was dem Autor reichliche Honorare bringen wird. Wie man dichten muss, zeigt der Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen. Er veröffentlicht sozusagen als Gegenbeispiel ein überaus herziges Gedicht, dessen erste Strophe die Leser des Sturms durch seine Morgenstimmung für die Dämmerung entschädigen mag.

Es sprang der Frühling ins Land herein

Es sprang der Frühling ins Land herein
Mit lautem Juchheil und Frohlocken,
Und durch den Jubel zitterten fein
Schneeglöckchens silberne Glocken.
Die schäumenden Bäche rauschten zu Tal;
Herr Starmatz war guter Dinge.
Und in dem funkelnden Sonnenstrahl
Tanzten die Schmetterlinge!
Schon sah man im leuchtenden Spitzenkleid
Den Kirschbaum im Wiesengrund prangen — —
Du sonnige, wonnige Frühlingszeit:
In deiner strahlenden Herrlichkeit
Kommt singend das Glück gegangen —
Kommt singend das Glück gegangen!

Der Erfurter Allgemeine Anzeiger stellt fest, dass Herr Alfred Lichtenstein höllisch ernst genommen werden will. Ich weiss nicht, ob sein Ehrgeiz sich auch auf Erfurt erstreckt. Endlich sei zu diesem Kapitel noch bemerkt, dass die Frankfurter Zeitung den oben zitierten esprithaften Zusatz der „Wahrheit“ des Herrn Bruhn nachdruckt.

Die literarische „Wahrheit“

Man sollte Herrn Jacobsohn zusammen mit Herrn Bruhn blau schlagen. Herr Jacobsohn gibt in Berlin ein kleines Theaterblättchen heraus, das sich mit der „Verwissenschaftlichung des Tinterlittums beschäftigt und dessen Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren.“ So charakterisiert Karl Kraus einfach und würdig die Tätigkeit des Herrn Jacobsohn. Kein Wunder, dass dieser Grieche sich herostratisch fühlt, vor der Tat aber zurückschreckt und Herrn Wittels aus Wien als starken Mann vorschickt. Die Arbeiten des Herrn Wittels sind, so weit sie nicht wörtlich denen des Karl Kraus entnommen sind (Knockabout) so trostlos, dass jeder Witz versagen muss. Der Arzt Wittels kann nur noch medizinisch behandelt werden. Um der „Wahrheit“ die Ehre zu geben, lässt sich ferner Herr Jacobsohn von einem gewissen Harry Kahn eine Schmähschrift über Alfred Kerr schreiben. Der Herr Kahn bildet sich ein, den Kerrschen Stil zu treffen, indem er dem eigenen breiigen Quatsch willkürlich zahllose Interpunktionen hinzutut. Es wäre unbillig, den Sturm gegen einen Kahn loszulassen. Wer so steuerlos ist, geht selbstständig unter. Nur das bekannte deutsche Montagsblättchen ist entzückt. Es versucht den Untergang des Kahns aufzuhalten, in dem es aus seiner Pfütze munter gegen Kerr spritzt. „Wir machen in folgendem unsere Leser mit Herrn Alfred Kerr bekannt. Herr Kerr ist seit Jahren bemüht, als berliner Theaterkritiker durch seine Stilverrenkungen Aufsehn zu erregen. Was diese bisher nicht vermochten, hat nun der grosse Bluff zu Stande gebracht.“ Diese Lüge wagt das Montagsblättchen drucken zu lassen. Anonym natürlich. So dreist diese Sätze zu unterschreiben, ist niemand. Herr Jacobsohn ist auch der Theaterkritiker des Montagspektakels. Die Wahrheit färbt ab. Auch die „Grosse Glocke“ hat ihre „literarische“ Nachahmung gefunden

Der Prozess

Herr Justizrat Hoffstaedt, Schwager und Rechtsbeistand des Inhabers der Firma Egon Fleischel & Co., fühlte sich durch den Beitrag Der Klüngel in Nummer 37 dieser Wochenschrift beleidigt. Ich nannte ihn dort einen dreisten Juristen und wurde deshalb vor Gericht freigesprochen. Zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark wurde ich wegen eines Briefes an denselben Mann verurteilt, in dem ich ihm vorwarf, etwas wider besseres Wissen behauptet zu haben. Das Gericht sah in diesen Worten eine formale Beleidigung.

Gegen die Verurteilung habe ich Berufung eingelegt. Nach ihrer Erledigung werde ich mich über den Fall selbst äussern.

Trust

Offener Brief

Sehr geehrter Herr Schmied!

Sie wünschen meine Ansicht über Ihre Bücher kennen zu lernen. Sie „hassen“ mich seit Jahren, wie Sie mir versichern, weil ich ihre Kinder gemordet habe. Weil ich den Knaben Carlos und Nikolas, den Helden Ihrer Bücher lieblos gegenüberstehe. Ich habe Ihr erstes Buch „Carlos und Nikolas Kinderjahre in Argentinien“ ein zweites Mal jetzt gelesen, ich habe Ihr Buch „Carlos und Nikolas auf dem Meere“ ein erstes und zweites Mal gelesen und — so leid es mir tut — ich kann mich nicht zu Ihren Büchern bekennen. Wohl aber zu Ihnen. Wir haben uns ausgesprochen, wie man das so nennt. Und ich gewann den festen Eindruck, dass Sie eine Persönlichkeit sind, das heisst ein Mensch, der aus sich und in sich gegründet ist. Aber Sie haben nicht Wurzel fassen können in Ihren Büchern. Sie haben mir Episoden Ihres zweiten Buches erzählt, die mir imponierten und die zweifellos in Ihrer Erzählung einen künstlerischen Wert besaßen. Ich suchte sie mit Spannung in Ihrem zweiten Buch, Sie schrieben sie nicht auf. Oder besser gesagt: sie sind nur stofflich, embryonal vorhanden. Das Wichtige, Entscheidende: das Künstlerische fehlt. Was Sie in der Erzählung mit geradezu grandioser Plastik und dichterischer Kraft gaben, ist spurlos verschwunden. Wenn ich will, kann ich mir natürlich Ihr Gewolltes rekonstruieren. Als Künstler sind Sie gezwungen, den Leser zu sich zu zwingen. Was ist das für eine Kunst, die auf den guten Willen des Lesers angewiesen bleibt, was ist das für ein Leser, der zu einer Wirkung auf ihn selbst Sie erst persönlich bemühen muss. Sie sind ein vornehmer Mensch. Sie hassen das „Offenbaren“, Sie wollen nicht unterstreichen, sagen Sie. Aber Kunst bleibt nun einmal eine Sache des Unterstreichens, des Betonens, der Prostitution der Persönlichkeit. Hier gibt es nur eine Methode der Vornehmheit: nichts zu veröffentlichen. Das Künstlerische liegt nicht nur im sogenannten Produzieren, es liegt nicht im Werk, wenn es nicht im Menschen ist. Da Sie aber, wie die Bücher beweisen, das Bedürfnis zur Offenbarung fühlen, so habe ich das Recht, in Ihren Werken das zu suchen und zu finden, was Sie als Mensch geben. Ihre anderen Freunde sind in Kunstdingen offenbar loyaler als ich. Ich habe mich nie, weder für mich noch für andere, mit dem Willen begnügt. Kunst muss gekonnt sein.

Dennoch: Sie sind ein Mensch, von dem ich Künstlerisches erwarte. Die Knaben Carlos und Nikolas werden älter, vielleicht kann ich den Männern Carlos und Nikolas die künstlerische Anerkennung entgegenbringen, die ich als kunstwahrer Mensch den Knaben versagen muss. Ich hoffe es, und Sie können versichert sein, dass es mich herzlich freuen würde.

Ihr
H. W.

Rudolf Johannes Schmied: Carlos und Nikolas Kinderjahre in Argentinien/Carlos und Nikolas auf dem Meere. Verlag Erich Reiss Berlin W.

Warum?

Von Quintus Fixlein

Ich bin in ihren Augen ein Nichtstuer, der sich das Recht, sich frei bewegen zu dürfen, ohne Berechtigung angemast hat. Gott mag wissen, ob sie ein Recht haben, mich so hart zu verurteilen und den Saft ihres Kautabaks so verächtlich hinter mir herzuspritzen, wenn ich bescheiden an der Baustelle vorübergehe, auf der sie zuweilen gewiss recht hart arbeiten müssen.

Aber sie sollten es sich doch nicht so heftig ankommen lassen.

Da ist zum Beispiel der baumstarke Maurer mit einem Gesicht, das prall und rot wie ein Winterapfel leuchtet. Er spukt nicht aus, wenn ich vorübergehe. Nein, so weit geht er nicht. Aber ich sehe seine herausfordernden Augen mit den hochgezogenen Brauen an, dass er mit mir fertig ist. Und um den Mund hat er einen Zug, der mir beweist, dass er mich nicht eigentlich nur verachtet. Dass er mich eher fast bemitleidet.

Und ich gehe mit zusammengezogenen Schultern an ihnen vorbei. Eine heisse Röte kriecht um meine Schläfen. Immer erfüllt mich nur dieser eine Gedanke: wie ich ihnen helfen könnte — ich, der schwächliche Mensch mit den schlaffen Muskeln und dem blutleeren Gesicht, diesen Riesen mit den prallen Gesichtern, die wie Winteräpfel glänzen.

Ob sie es ahnen und mich aus diesem Grunde verhöhnen? Das wäre doch ein Grund, um dessen willen man zu ihnen treten und sie mit diesen Worten ansprechen möchte: „Recht so, meine Brüder! Ihr seid Männer mit Muskeln und Fäusten — ich aber bin ein Narr und hochmütiger Tropf, nicht wert, dass ihr mit euren schweren Holzpantinen nach mir werft. Nicht wert eures harten herausfordernden Gelächters.“

Aber das ist es nicht, ich fühle es. Warum hassen sie mich also?

Einmal, es war an einem klaren hellen Vormittag, dessen ich mich noch heute wie eines warmen Frauenlächelns erinnere, stand der Riese mit dem Apfelgesicht rauchend vor der Bauhütte, als ich vorüberging.

Ich ging in Gedanken und achtete nicht auf den Weg. Ich hatte etwas Schönes geträumt und als ich erwacht war, hatte sich die Sonne in einer breiten leuchtenden Staubsäule durch den Spalt des halbgeöffneten Fensters auf meine Bettdecke ergossen. Das hatte mich so froh gemacht, das ich, um nun auch gleich ein freudiges Gesicht zu sehen, dem Briefträger meine letzte Mark schenken musste. Und dann war ich schnell fortgegangen, immer dieses helle Bild in meiner Seele und ein feines Klingen in allen meinen Adern und Nerven. So glücklich hatte mich die Sonne gemacht.

Als ich an der Baustelle vorüber kam, hustete jemand so laut, dass ich zusammenschrak und empor sah. Der Riese mit dem Apfelgesicht sah mich mit einem Blick an, der meine Freude zu Eis erstarrte. Ich errötete und blieb einen Augenblick hilflos stehen.

Im Weitergehen hörte ich sein kurzes trockenes Gelächter hinter mir.

Ich fühlte eine schwere Traurigkeit und ich grübelte: Was habe ich getan? Welche Geheimnisse birgt dieses Leben! Warum hassen mich diese Menschen?

Notiz

Die Nummer 58 der Wochenschrift DER STURM wurde wieder einmal auf den Berliner Bahnhöfen nicht zum Verkauf gestellt: wegen des „nicht geeigneten“ Bildes, wie uns mitgeteilt wurde. Die Nummer ist durch die Kioske und direkt durch den Verlag zu beziehen. Verlag DER STURM

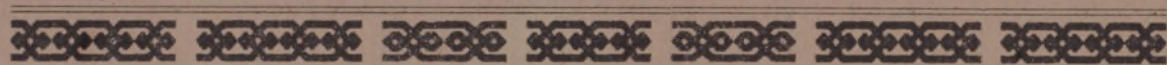
Verantwortlich für die Schriftleitung

HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

Neue Sezession

Dritte Ausstellung



Galerie Maximilian Macht



Berlin W. Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche



Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmsdorferstr. 75

Sprechstunde: 5-6 Uhr

Sammler-Berichte

Journal der
I K V

Internationale Korrespondenz-Vereinigung

für ideale Korrespondenz, Sammelwesen, Tausch, Verkauf, Geschäft, Vertretungen und sonstigen Absatz, Erwerb, Auskunft usw.

Monatliche Gratisgaben in Briefmarken, zuadressierten Postkarten, Büchern usw.

Jahresbeitrag für I K V mit „Sammler-Berichte“ nur 4 Mk. (5 Franks). Eintritt jederzeit.

Ausführliche Probenummer und Satzungen gratis durch Ernst Marré Verlag, Leipzig (Revier 176).

Der Bühnen-Roland

Das freie Wort des deutschen
Schauspielers

Des Bühnen-Boten zwölfter Jahrgang

Der Bühnen-Roland bringt Aufsätze der bekanntesten Fachleute über sämtliche Gebiete der Theaterkultur und verfolgt die modernen literarischen und künstlerischen Bewegungen. Die Soziale Beilage tritt für die Interessen des gesamten Schauspielerstandes ein und gewährt grundsätzlich jeder berechtigten Meinung Raum. Engagements-Inserate die Zeile 10 Pf., für Bezieher 8 Zeilen frei Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark. Probeabonnement auf einen Monat kostenlos vom Verlag C. Clauder in Gröna-Chemnitz.

Hauptredaktion: Berlin N 37 Lottumstrasse 14

Weinhaus Rheingold

KAISER-SAAL

Täglich: Translateur-Konzert

In keinem Hause sollte fehlen:

Felke-Zeitung

Zeitschrift für naturgemäße
Lebens- und Heilweise und
Homöopathie nach der von
Pastor Felke in Repele be-
gründeten Heilmethode:

Sie erscheint allmonatlich
unter Mitwirkung mehrerer Aerzte
und hervorragender Sachverständiger.
Sie bringt ausführliche Auf-
sätze über die verschiedensten
Krankheiten und deren Behand-
lung, ferner über Naturheilkunde
Homöopathie, Licht-, Luft- und
Sonnenbäder usw.

Abonnementspreis jährlich
3 Mark

Abonnements nehmen die Briefträger
und jede Postanstalt entgegen.

Verlag der „Felke-Zeitung“
Krefeld (Rheinland)

Verlag Paul Reinike Wilmsdorf

HERWARTH WALDEN:

Bruder Liederlich

Für Gesang und Klavier
Mk. 1,50

Lernt durch

Selbstunterricht

die leicht erlernbare

Welt-Sprache

„Esperanto“

Schon drei bis fünf Millionen Anhänger und über 1650 Vereine in allen Erdteilen. Schon von vielen Schulen gelehrt und von vielen Behörden, Firmen u. s. w. verwendet. Esperanto-Lehrbuch mit Prospekten und Zeitung „La Esperantisto“ versendet gegen 15 Pf. in Briefmarken Red. Fritz Stephan, Leipzig

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten Wasservillenbaustellen an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,

Mauerstrasse 86-88 .. Telephon 1 7497

Handelswissen- schafft. Kurse von Friedr. Mester Leipzig

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung) Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen — sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herrn mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten, für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom., Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6-12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. 20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park, grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer u. Leiter Emil Peters

L' Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur und
französische Sezession in
den Künsten und in der
... Literatur ...

Herausgeber und
Schriftleiter:

JEAN RICHARD

Jahresbezug für das
Ausland: Mark 4.50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion:
POITIERS (Vienne)
... Frankreich ...

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg.
Hofopernsänger

BERLIN W. 50

Culmbacherstr. 6

Fernspr.: Via 18926

ERTEILT
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3-4 Uhr

Soeben erschien:

ELSE LASKER-SCHÜLER

MEINE WUNDER GEDICHTE

Preis in van Geldern=

Bütten gebunden

Drei Mark

DREILILIEN-VERLAG
KARLSRUHE UND LEIPZIG

Die Fackel

HERAUSGEBER

Karl Kraus

Nummer 319/320

soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTlich

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

Die Hefte, die die Tagebücher Flauberts enthalten, sowie die übrigen seitdem erschienenen Nummern sind vom Verlag der Zeitschrift Les Marges gegen Einsendung von sechs Francs direkt zu beziehen.